

1999

Monika Maron: Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte

Holly Liu
Vanderbilt University

Follow this and additional works at: <http://newprairiepress.org/gdr>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Recommended Citation

Liu, Holly (1999) "Monika Maron: Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte," *GDR Bulletin*: Vol. 26: Iss. 1. <https://doi.org/10.4148/gdr.v26i0.1282>

This Review is brought to you for free and open access by New Prairie Press. It has been accepted for inclusion in GDR Bulletin by an authorized administrator of New Prairie Press. For more information, please contact cads@k-state.edu.

Hein, Christoph. *Von allem Anfang an*. Berlin: Aufbau-Verlag, 1997. 199 S.

Hein ist einer der wenigen Schriftsteller aus der ehemaligen DDR, die auch nach der Wende ihre literarische Tätigkeit relativ ununterbrochen fortsetzen konnten. Seit der neuen deutschen Einheit sind von ihm z.B. der Roman *Das Napoleon-Spiel* (1993) und der Erzählband *Exekution eines Kalbes* (1994) erschienen. Hinzu kommt nun das vorliegende Werk, das man als romanhafte Erzählung bezeichnen könnte.

Der Erzähler Daniel blickt aus der Gegenwart zurück auf die 50er Jahre und sein Leben als Zwölf- und Dreizehnjährigen in einer mitteldeutschen Kleinstadt der DDR. Seine Erinnerung charakterisiert er als "Mottenfraß" (10), doch nimmt er sich am Erzählanfang vor, "die Lücken zu füllen mit dem, was ich erlebt, und mit dem, was ich gesehen, aber nicht verstanden habe. Mit dem, was ich gehört habe, aber was mir nicht erzählt wurde. Und mit dem, was vor meinen Augen geschah und was ich dennoch nicht sah. Damals" (10–11). So erfahren wir in neun kurzen Kapiteln z.B. von Tante Magdalena und ihrem Verlobten, der im I. Weltkrieg als Matrose verschollen blieb, von den Großeltern als Vertriebenen aus Schlesien, von einer ungewollten erneuten Schwangerschaft der Mutter, von der Begegnung mit einem Homosexuellen und von diversen anderen Erlebnissen, die mit Daniels sexuellem Erwachen zu tun haben. Seine bzw. Heins Erzählhaltung hält sich an den Rat der sympatischen Tante Magdalena, der auch der Erzählung ihren Titel verleiht: "Dem Leben muss man von allem Anfang an ins Gesicht sehen" (140). In die Prosa des Buches umgesetzt führt das zu sehr nüchternen Beschreibungen. *Chronist ohne Botschaft* hieß schon Klaus Hammers 1992 erschienener Materialienband zu Hein, eine Charakterisierung, die sich auf Heins Erzählhaltung in manchen seiner Werke beziehen läßt, besonders aber auf *Von allem Anfang an*. Der Autor bemüht sich, schlicht und einfach Daniels pubertäres Alter objektiv zu schildern, ein Alter, in dem viele Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden.

Das Problem für Daniel ist, wie er selbst erzählt, daß "der sich stets gleichende Ablauf des alltäglichen Geschehens, die vollkommene Ereignislosigkeit" (188) seiner Kleinstadt nur schwer erträglich ist. An anderer Stelle sagt er noch direkter: "Die Stadt ist langweilig" (109). Und da Hein den Zustand der Langeweile und Daniels zielloses Treiben darin lediglich beschreibt, weder den Zustand noch Daniel etwa psychologisiert, wird auch die Erzählung streckenweise langwierig. Aufschlußreicher und spannender ist sie, wenn die DDR der 50er Jahre auf Daniels Leben und das seiner Verwandten einwirkt, so auf den Großvater, der sich als Gutsverwalter in der DDR parteipolitisch nicht binden

lassen will und nach der Vertreibung aus Schlesien gewissermaßen eine zweite erlebt, indem er entlassen wird. Im letzten Kapitel besucht die Familie Daniels älteren Bruder David, der in Westberlin in die Schule geht. Zu dem Zeitpunkt spielen sich gerade die Ereignisse in Ungarn (1956) ab, die Daniel aus westlicher Sicht mitbekommt. Zurück in der DDR sieht er sich einer wesentlich anderen Sicht auf das ungarische Geschehen ausgesetzt. Das ist ein lesenswertes Stück Zeitgeschichte, das uns Hein erzählerisch verpackt anbietet. Doch leider bricht die Erzählung ab, bevor wir von den Einzelheiten der Auswirkungen dieser Situation auf Daniels junges Leben erfahren. Wir wissen nur vom Erzählanfang her, daß er ebenfalls nach Westberlin geht.

Mit der zivilisatorischen Hintergründigkeit in *Der fremde Freund* (1982), der geschichtlichen in *Horns Ende* (1985) oder der moralischen im *Napoleon-Spiel* hat Hein literarisch schon wesentlich Besseres geleistet. Es bleibt abzuwarten, ob er mit seinem nächsten Werk den Anspruch dieser Werke wieder erreichen kann.

Reinhard Andress
Saint Louis University

Maron, Monika. *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1999. 205 S.

"Zeigt niemals dem Kinde, daß es Haß, Neid und Rache giebt [sic]" (112). So schrieb Monika Marons Großvater Pawel Iglarz aus dem polnischen Ghetto in seinem Vermächtnisbrief. Sein Enkelkind, das inzwischen wirklich "ein wertvoller Mensch" (112) geworden ist wie er sich wünschte, nimmt allerdings erst nach 55 Jahren diesen Brief zur Kenntnis. Tief gerührt und mit einer "verspäteten Sehnsucht" (180) nach ihrem Großvater ergründet die Schriftstellerin in diesem autobiographischen Werk die Geheimnisse hinter den Briefen. Mit wertvollen Familienbildern, Dokumenten aus mehr als einem Jahrhundert und lebendigen Erinnerungen von sich und ihrer Mutter Hella gelingt es Maron, nicht nur ihre Familiengeschichte über drei Generationen darzustellen (mit Hinblick auf die vierte von ihrem Sohn Jonas), sondern auch die Zeitgeschichte unseres Jahrhunderts zu zeichnen. Außer Liebe, Humor und Nachdenklichkeit erfährt der Leser hier noch die enthüllende Unerbittlichkeit, mit der Maron seit ihrem ersten Roman *Flugasche* (1981) hervortritt. In *Pawels Briefe* bleiben nun Maron selbst und auch ihre Familienmitglieder davon nicht erspart.

"Erinnerungen haben ihre Zeit" (7). Es ist um die Jahrhundertwende höchste Zeit, eine neue Bilanz über sich und seine Zeitläufe zu ziehen. Mit aussagekräftiger

Erzählstrategie stellt Maron Pawels Briefe in den Mittelpunkt dieses Erinnerungswerks, an die vor allem Hella "Interpretationshoheit" (79) als Verbindung zwischen zwei Generationen gekettet wird. Und die Erzählerin selbst greift manchmal vor, aber auch zurück und überläßt sich um so öfter ihrer eigenen Phantasie, um mögliche Varianten der Geschichte auszuprobieren. In der Schillerpromenade 41, das sich im Berliner Bezirk Neukölln befindet, wurden zwei Generationen, die Hella und die Monika Marons, geboren. Aber die kleine Monika hat ihren Großvater nie kennenlernen können, denn er war bereits im November 1938 als polnischer Jude aus Berlin ausgewiesen worden, wo er, längst zum Baptisten konvertiert, über dreißig Jahre gelebt hatte. Die Großmutter Josefa, eine konvertierte Katholikin, folgte ihrem Mann freiwillig in das schicksalhafte Verhängnis. Beide starben zwischen Juni und August 1942, wobei man jedoch in Pawels Fall nicht feststellen kann, ob er "in den umliegenden Wäldern von Belchatow erschossen [wurde]" (88), oder ob er "während der Lastwagen durch sommerliche Landschaft fuhr, vergast wurde" (89). Die durch den erzwungenen frühen Tod Pawels entstandenen Umstände bleiben Maron sogar nach einer Forschungsreise nach Polen rätselhaft und mysteriös. Die Autorin kann sich z.B. nicht mehr erklären lassen, warum Pawel und Josefa in ihrer Jugendzeit "unabhängig voneinander" (26) ihren ursprünglichen Glauben, den jüdischen und katholischen, abgelegt und sich für eine freie Religion, Baptismus, entschieden haben. Das Urteil über den Großvater, "Er wurde als Jude geboren, er ist als Jude gestorben, aber er hat nicht als Jude gelebt" (53), scheint der Enkelin unvollständig zu sein, und ihr besteht bedauerlicherweise keine Möglichkeit mehr, näheres zu erfahren.

Sich von der Religion ihrer Vorfahren abzuwenden, scheint zu einer Tradition dieser Familie geworden zu sein: Nicht nur Pawel und Josefa, sondern auch ihre Kinder und Kindeskinde sind dem Glauben nicht treu geblieben. "Hella, Martha und Paul haben sich nicht von den Baptisten taufen lassen" (192), und die Enkelin hat "mit der Zeit aufgehört, an den Kommunismus zu glauben" (192), obwohl sie unter Kommunistinnen aufgewachsen ist. Bemerkenswert ist, daß die Schriftstellerin sich hier nicht mehr als "antifaschistisches Kind" bezeichnet, sondern bekennt, sie sei ein "Kriegskind" (116). Monika Marons Werdegang und der ihrer Mutter werden weiterhin von den Umbrüchen unseres Jahrhunderts geprägt: Für die Mutter war das Jahr 1945 wie eine Wiedergeburt. Sie sah sich damals als "Sieger der Geschichte" (156), baute die neue DDR mit auf, aber ahnte dabei natürlich keineswegs, daß sie nach vierzig Jahren verzweifelt mit einer "verdorbenen Biographie" und "gescheiterte[n] Utopie" (129) konfrontiert werden würde. Die Tochter fühlt sich 1989 zwar auch als "Sieger

der Geschichte" (130), jedoch mit umgekehrten Vorzeichen. Ihr Sieg konnte ihr Leben "nicht mehr verwandeln" (157), wie damals bei ihrer Mutter, denn sie, so betont die Schriftstellerin, hatte sich schon vorher "der endlich gestürzten Macht entzogen" (158). Anschließend erweist sich die Geschichte erneut als unerbittlich: Hella und anderen DDR-Bürgern droht die Gefahr, "das nachträglich entwertete gelebte Leben" (136) in Kauf zu nehmen wie es damals Pawel widerfuhr. Trotz augenblicklichen Verwirrungen bleibt Hella auch nach der Wende weiterhin aktiv und optimistisch: "Wir haben immer so nach vorn gelebt" (114); "mit dem Leben muß man fertig werden" (126).

Bemerkenswert an diesem Buch ist auch, daß Maron zum ersten Mal in ihrem literarischen Werk unmittelbar ihre acht Monate andauernden Stasi-Kontakte, die im Sommer 1995 durch die Enthüllung im *Spiegel* die Öffentlichkeit erregt hatten, angeschnitten hat: "... ich hatte nichts mehr zu bewältigen, ich hatte auch nichts vergessen, auch nicht meine Stasi-Affäre ... auf die ich nicht sonderlich stolz war, für die ich mich auch nicht schämte..." (199). Sie wehrt sich also gegen die daraus folgenden Vorwürfe, besonders gegen die Versuche, ihre Bücher nachträglich und willkürlich umzudeuten.

Wie beurteilt man Biographien, die in einem turbulenten Zeitalter geprägt worden? Und wann ist es an der Zeit, es zu tun? Monika Maron bietet in dieser Hinsicht ein bildhaftes Beispiel: "Wenn ich meiner Biographie eine Gestalt suche, kommt ein dürres eckiges Gebilde zustande, mit willkürlichen Streben nach rechts und links, als hätte da etwas werden sollen, was dem Rest seinen Sinn hätte geben können" (70). Jedoch darf man die Selbstironie der Autorin auch bei dieser Aussage nicht verkennen.

Holly Liu
Vanderbilt University